

Nr. 226. Bromberg, den 17. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(26. Fortsetzung.)

Leid, das man selbst verschuldet hat, ist das bitterste, das man trägt, und die Reue, die man darüber empfindet, die größte. Die ganze Nacht weinte Eva Maria in die seidenen Kissen. Und wurde doch nichts anders darüber. Immer wieder tauchte das Wünschen empor, mitzukommen zu ihm. Im nächsten Augenblick schalt sie sich selbst als vermessen und unvernünftig. Niemand wollte sie, er am allerwenigsten. Es hieß bleiben und warten.

Sie wußte selbst nicht, auf was sie wartete. Aber gerade dieser Gedanke erschien ihr der größte Trost, daß vielleicht noch etwas kommen würde, etwas, von dem sie jetzt für den Augenblick selbst noch keine klare Vorstellung hatte. Und an dieses Etwas fing sie an, sich zu klammern.

So war auch der Abschied von dem Ehepaar Anderson, von Haller und Alice Ballin nicht so fürchterlich, als sie erst geglaubt hatte.

Ellen versprach ihr, sofort zu schreiben oder zu depeschieren. Man wollte in spätestens acht Tagen zurück sein. Der Herbst war in der Steppe kurz und der Winter brach oft unvermittelt über Nacht herein. Wenn es einigermaßen möglich war, wollten sie Elemer mit nach Wien bringen.

Der Stefan war alt und sagte von sich selbst, daß er auf den letzten Füßen gehe; der wollte den jungen Herrn noch einmal sehen und ihm zum Abschied Schöpsenrücken und weiche Rüben zubereiten. Da würde Elemer gewiß nicht zögern, zurückzukommen.

Aber sie kamen nach acht Tagen wieder allein. Radanyi war nicht zu bewegen gewesen, sich ihnen anzuschließen. Er hatte zwar versprochen, Stefan in den nächsten Wochen zu besuchen, um dann aber sofort wieder nach Hause zu reisen.

Alles Bitten und Zureden war ohne jeden Erfolg geblieben. Alice Ballin lachte über den Eigensinn des Neffen. Harald hielt ihm eine Moralpredigt. Ellen schmeichelte. Es war umsonst. Radanyi blieb.

„Sorgen Sie sich nicht, Baronin!“ tröstete Anderson. „Er sieht verhältnismäßig gut aus. Etwas hager zwar, und auch ziemlich weiß im Haar, aber sonst wie früher. Seine Menschenscheu, die wird sich wieder beheben. Die Mutter und der Großvater verwöhnen ihn unsagbar. Er sitzt am Abend am liebsten mit den Zigeunern in der Schenke, ohne je selbst eine Geige in die Hand zu nehmen. Doch gibt es auch Tage, sagte seine Mutter, wo er mit dem Csikos die Nächte auf dem Pferde draußen in der Steppe verbringt. Das ist aber auf die Dauer kein Leben für ihn. Er muß wieder heraus. Am Ende glückt es doch, ihn zu überreden, daß er mit mir und meiner Frau wieder hinüberfährt, wenn wir zurückreisen. Versuchen will ich's!“

Eva Maria nickte, ohne etwas zu erwidern. Sie begriff sich nun selbst nicht mehr, auf was sie gewartet hatte. Es war alles zu Ende.

Und dann fuhren eines Tages Ellen und Harald Anderson wieder ab. Haller nahm seine Stunden im Konservatorium wiederum auf. Alice Ballin reiste nach St. Moritz für den Zeitraum von einigen Wochen. Eva Maria war sich in ihrem Leben noch nie so zwecklos erschienen und so gottverlassen, wie in diesem November. Am Allerseelentage stand sie am Grabe des toten Gatten und betete ohne Unterlaß, daß sie in Bälde die paar schuhtiefe Erde mit ihm teilen dürfe. Sie wolle nichts mehr vom Leben.

Als einige Tage später ein Brief der Tante Äbtissin aus Schottland eintraf, der sie einlud, dorthin zu kommen, sagte sie ohne weiteres Besinnen zu. Nur Abschied wollte sie noch nehmen, ehe sie für immer ging. Einmal wollte sie Elemer noch sehen und sich dann bescheiden.

Zwei Tage später fuhr sie mit dem Nachtzuge nach der Steppe ab. Ohne Gepäck, ohne jede weitere Vorbereitung. Nur eine kleine Lederhandtasche mit dem Allernötigsten, hatte die Zofe für sie gepackt und der Bediente ihr in das Abteil gelegt.

In drei Tagen wollte sie zurück sein und dann sofort nach Schottland wegreisen.

*

Trübe, nebelig, regnerisch hing der Novemberhimmel über der Pußta. Nirgends ist der Herbst so fürchterlich eintönig und an Tod und Sterben mahnend, als gerade in der Steppe. Keine schönen Morgen, an denen die Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hängt, nichts von goldgelbem Laub der Bäume, vom melancholischen Violett der hinsterbenden Wälder bietet sich dem Auge.

Wie eine riesige, angekohlte Schüssel liegt sie in der unendlichen Weite. Mit Heijoh und Heißa fährt der Sturm darein und wirbelt den feinen Staub zu Kirchturmshöhe, jeden Ausblick nehmend, zuweilen sogar den Atem raubend. Feucht und nebelschwer sind die Tage, Nächte mit krachender Kälte folgen ihnen. Die Hirten wickeln sich in ihre Pelze, die Schafe stecken die Köpfe zusammen, Pferde und Rinder sammeln sich in Gruppen und drehen den Rücken nach der Windseite.

Brechen die Stürme mit allzugroßer Gewalt herein, so daß Gefahr für Herden und Hirten droht, so suchen beide Zuflucht in den Windfängen, den Wänden aus dicken, eichenen Bohlen, in Form einer Windrose mitten in der Steppe errichtet. Das ist der einzige Schutz, der ihnen zu Gebote steht.

In der Csarda stand der alte Radanyi und sah über die Landschaft. Vor kaum einer Viertelstunde war die Steppe noch voll schwachen Lichtes gelegen und nun schlugen Graupeln an die kleinen Fenster der Gaststube. Durch den Kamin kam ein Heulen und Wimmern, krachend fiel die schwere, eichene Haustüre ins Schloß; draußen im Flur wimmerten die beiden Wolfshunde und sprangen kratzend gegen die Bretterwand, welche die Küche vom Flur trennte. Als der Hagel ruhiger wurde, hob der Wind die leichtere Last von unzähligen tausend weißer, weicher Schneeflocken vom Boden zur Höhe, von wo sie zuerst herabgekommen waren. Man sah kaum auf zwei Meter Schrittweite vor den Fenstern. Ein einziger, großer, weißer Vorhang zog sich rings um das ganze Haus und hüllte die Stallungen ein.

Luise Radanyi trat unter die Öllampe, die an einem Haken von der Decke hing, goß sie voll und schnitt den schwarzen Docht gerade. Sie warf ein rotgelbes, nicht allzu helles Licht durch den Raum und schwankte noch leise von der Bewegung, die der lang herabhängende Draht erhalten hatte. Schweigend trat Luise neben den Alten und blickte gleich ihm in das immer heftiger werdende Gestöber. Mit einem Seufzer wollte sie sich entfernen. Radanyi hielt ihren Arm für eine Sekunde fest.

„Ist er zu Hause?“

„Ja.“ Aber es war wieder ein Seufzen.

„Wir müssen schauen, daß wir ihn fortbringen. Wenn er nicht freiwillig geht, dann durch List, oder sonst etwas!“

„Vater!“ weinte sie auf und legte beide Hände auf seine Schulter und das Gesicht darauf.

„Weißt du sonst einen Ausweg, Luise? — Mir ist jeder recht. — Nicht? — Ich auch nicht. — Hierbleiben ist ausgeschlossen, wir dürfen nicht warten, bis er den Verstand verloren hat.“

„Vater!“ schrie sie unterdrückt auf.

„Hast du es noch nicht bemerkt? — Er sitzt stundenlang ohne etwas zu sagen, er horcht, ohne etwas zu hören. Seit der Amerikaner dagewesen ist und die andern, geht's abwärts mit ihm. — Früher hat er gesprochen, jetzt schweigt er. Keine zehn Worte bekommst du im Tage von ihm zu hören.“

„Sag, was ich tun soll!“ klagte die arme Mutter. „Soll ich zu ihr fahren?“

„Zu wem?“

„Zur Baronin Gellern!“

Radanyi antwortete nicht sofort.

„Ja — fahr zu ihr. Vielleicht hat sie ein Herz im Leib und kommt,“ stieß er heraus.

„Soll ich heute noch reisen, Vater?“

„Du weißt nicht mehr, was du sprichst, Luise!“ meinte er beschwichtigend. „Das beste Pferd brächte dich heute nicht die Hälfte Wegs nach Debreszin. Aber morgen vielleicht, gar lange dauert der Hexentanz da draußen nicht. Das wäre noch zu früh jetzt im November. Packe für alle Fälle was du brauchst für ein paar Tage. Und bring sie mit. Alles andere ist umsonst!“

„Und du bist immer um ihn, Vater, du läßt ihn nicht aus den Augen, wenn ich weg bin!“

„Nein — ich laß ihn nicht aus den Augen. — Schon seit Tagen nicht mehr, sonst wüßt ich nicht, daß es allerhöchste Zeit ist, ihn wegzubringen!“

Mit beiden Armen umfaßte Luise Radanyi den alten Mann und drückte sich gegen ihn.

„Nur nicht den Kopf verlieren, Luise,“ mahnte er. „Nichts merken lassen. Es gibt sich ganz von selbst, daß, wo er ist, auch ich bin. Er kann mir nicht aus. Weder bei Tag noch bei Nacht. Wenn du in Wien bist, teile ich mit ihm sein Zimmer.“

„Er wird es merken, Vater!“

„Nein! Er wird mir glauben, wenn ich ihm sage, daß meine Dachstube zu kalt ist für so alte Knochen, wie ich sie habe!“

„Und wenn er geht, den Csikos aufzusuchen?“ frug sie bange.

„Dann geh ich eben mit. Ich habe lange nicht mehr nach den Pferden gesehen. Das weiß er und wird nichts dahinter finden!“

Luise nahm ihr Taschentuch und verwischte damit die letzten Tränenspuren, ehe sie aus der Gaststube trat, um nach Elemers Zimmer zu gehen.

Es lag vollständig in grauschwarzem Dämmer, als sie bei ihm eintrat. Sie konnte nichts unterscheiden. „Elemer!“ rief sie angstvoll.

„Mutter?“ kam es aus dem Dunkel, dorther, wo der riesige, grüne Kachelofen eine angenehme Wärme ausstrahlte.

Sie tastete sich vorwärts. Er kam ihr langsam entgegen, griff nach ihrem Arm und zog sie mit sich nach dem Divan, der vor dem weißbezogenen Bette neben der Längsmauer stand.

Zwei Korbstühle leuchteten aus dem Dunkel, am Boden schimmerte ein weißes Fell.

Ein unbestimmter Duft von Blüten und Obst lag über dem Raume, der in seiner schlichten Einfachheit unendliches Behagen zu geben vermochte. Sie fühlte, wie seine Finger trotz der Wärme, die der Ofen ausstrahlte, kalt waren und daß er fröstelte.

„Frierst du, mein Bub?“ sagte sie besorgt und wollte sich heben, das Feuer neu anzufachen.

Er drückte sie auf das Sofa zurück. „Laß, Mutter, es nützt ja nichts. Es kommt alles von innen.“

„Willst du es nicht hell haben, Elemer?“ frug sie. Sie konnte nicht einmal sein Gesicht erkennen.“

„Nein!“ kam es hastig. „Aber es ist gut, daß du da bist, ich habe mich gefürchtet!“

Sie erschrak. Er ließ ihre zitternde Hand nicht los. „Wovor hast du dich gefürchtet, mein Bub?“

„Ich hab sie heute gesehen, Mutter!“ raunte er ihr zu.

„Wen denn?“

„Mutter, du frägst noch?“

„Wo willst du sie denn gesehen-haben, Elemer?“.

„In Debreszin. — Ich bin heute hinübergeritten, meine Post zu holen, da hat sie an einer Straßenecke gestanden!“

„Elemer! — Bedenke doch. Wie sollte sie denn dorthin kommen. Eine Ähnlichkeit! Sonst nichts!“

„Mutter!“ er beugte sich nahe zu ihr. „Du glaubst also nicht, daß sie es war!“

„Nein, mein armer Junge, gewiß nicht!

„Sie reißt mir noch das Herz aus dem Leibe und lacht dazu!“

„Sei nicht ungerecht, Elemer! Sie ist nicht grausam! Weißt du nicht, was die kleine Ellen dir gesagt hat?“

„Das ist ja alles nicht wahr, Mutter. Niemand kennt sie so gut wie ich. — Ich bin vor ihr gekniet — gekniet Mutter — und sie hat „nein“ gesagt! — Zweimal „nein“!“

„Schon in der nächsten Minute, nachdem du gegangen warst, hat sie vielleicht bereut!“

„Sie hat gelacht!“

„Ich hab es mit eigenen Ohren gehört, Mutter!“

„Du hast dich getäuscht, mein Sohn — geweint wird sie haben, gerufen — aber nicht gelacht.“

Er widersprach nicht mehr. Qualvoll in tiefster Seelenpein stöhnte er auf.

„Ach, Mutter, wär ich doch ein Zigeuner geblieben.“

Sie fuhr wortlos rasch über beide Augen. Jetzt, im Dunkel konnte er wenigstens nicht sehen, daß sie weinte. Ja, es war wirklich höchste Zeit, daß er fort kam. Hier, wo er so gar keine Ablenkung hatte, wo er nur immer den gleichen Gedanken nachhing, ging er zugrunde. Sie verwand ihren Jammer und suchte ihrer Stimme einen gleichmütig-ruhigen Klang zu geben.

„Wenn du wieder reisen wolltest, Elemer, hier ist es so furchtbar eintönig im Winter, du bist die Gesellschaft gewöhnt und wirst dich langweilen!“

„Ach, nein! — Es ist ja alles nicht der Mühe wert.“

„Du irrst, mein Bub! — Jeder Tag bringt draußen in der großen Welt etwas Neues!“

„Für mich nicht, Mutter! Mir bringt er immer das Gleiche!“

Mit unsicheren Händen machte sie Licht. Als sie die dunklen Vorhänge zuziehen wollte, wehrte er bittend: „Nicht, Mutter! Wenn alles so fest verschlossen ist, meine ich immer, ich liege in einer Totenkammer.“

„Solche Gedanken trägst du!“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Ja — solche Gedanken und noch andere — noch andere, die viel gräßlicher sind — Mutter, ich muß dich etwas fragen, sonst verzweifle ich darüber!“

„Frage alles, was du willst, mein Bub! Vielleicht bringt es dir Ruhe!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Modemaler der deutschen Renaissance.

Zum 375. Todestag Lukas Cranachs am 16. Oktober 1928.

Von **Herbert Hünecke.**

Die Kraft seines Ausdrucks und die volkstümliche Behandlung seiner Vorwürfe haben Lukas Cranach zu einem Lieblingsmaler des deutschen Volkes gemacht. In seinen Werken bieder und treuherzig, nicht selten selbst spießbürgerlich, allen italienischen Einflüssen unzugänglich, beschaulich und naturwahr wußte Lukas Cranach dem derben Wesen seiner norddeutschen Zeitgenossen zu gefallen und das zu werden, was wir heute einen Modemaler nennen würden.

Ein gütiges Schicksal bewahrte ihn vor allen materiellen Hemmnissen, die so oft die ruhige Entwickelung anderer Künstler störten . Seine ungewöhnlich leichte Hand, sein nie rastender Fleiß, seine technische Meisterschaft, die seltene Frische seiner Farben befähigten ihn dazu, ein Führer der noch jungen deutschen Malkunst zu werden. Daß er diese Mission nicht erfüllte, war zum geringsten Teil seine Schuld.

Durch die Berufung an den Hof Friedrichs des Weisen sah er seine materielle und künstlerische Stellung schon mit dreiunddreißig Jahren gefestigt. Fast ein halbes Jahrhundert lang beherrschte er von nun an den norddeutschen Kunstmarkt. Es fehlte ihm vollständig die Konkurrenz anderer Maler, die Anregung durch eigenwillige Werke jüngerer Kräfte, der Maßstab für sein eigenes Können und die so notwendige Kritik.

Die Schäden, die jeder Monopolstellung anhaften, kommen bei Lukas Cranach nur allzu rasch zur Geltung. Mit überzeugender Frische und Lieblichkeit weiß er die traute deutsche Landschaft, ihre mit Gestrüpp umwucherten Felsen, ihre dunklen Nadelwälder, die Burgen auf steilen Kuppen und die wild zerrissenen Bergzacken zu malen. Immer wieder werden von ihm ähnliche Motive verlangt, so daß sein Schaffen bald zum Handwerksmäßigen herabsinkt. Noch stärker wird diese abwegige Richtung, als ihm infolge seiner Stellung am Wittenberger Hof die geschichtliche bedeutende Aufgabe zufällt, die Führer der Reformation und des deutschen Humanismus zu malen; denn aus den frischen, lebensvollen Bildnissen der ersten Zeit schuf die immer steigende Nachfrage jene handwerksmäßige Massenauflage, die Cranach auf seinem Grabstein in der Stadtkirche zu Weimar die zwar anerkennende aber die wahre Aufgabe der Malkunst

wenig erfassende Bezeichnung „pictor celerrimus", des handfertigsten Malers, eintrug.

Daß die Richtung, welche die Werke des Hof- und Modemalers Cranach einschlugen, nur durch seine Stellung und Beliebtheit bestimmt wurde und nicht dem Wesen des jungen noch unbekannten Künstlers entsprach, beweisen die frühesten Werke des Meisters. Die leidenschaftliche, naturwahre Darstellung der Schleißheimer „Kreuzigung" aus dem Jahre 1503, die Berliner „Ruhe auf der Flucht", die in der wunderbaren Feinheit der Köpfe Marias und der Engel weit über Cranachs spätere Werke herausragt, zeigen, welchen künstlerischen Anlauf der junge Maler nahm, welche Ziele Cranach erreicht hätte, wären seiner Eigenart und seinem Schaffen nicht durch den Geschmack seiner Gönner Zügel angelegt worden.

Auch Cranachs frühe Bildnisse sind von großer malerischer Feinheit, beschränken sich aber stets auf die Darstellung des Äußeren, ohne in die Seele des Modells einzudringen. Letztere muß hinter der bewunderungswürdigen Zeichnung der Kleider und des Schmuckwerkes nur zu oft zurückstehen.

Das Jahr 1515 bedeutet einen wichtigen Abschnitt im Schaffen des Meisters, den Beginn seiner zweiten und fruchtbarsten Epoche. Seine Malweise wird durch einige Neuerungen bereichert, durch die ihn charakterisierenden schillernden Farbtöne, durch ein besseres Verständnis für die Verteilung im Raum, durch stärkere Bewegung. Seine Motive dagegen wissen nichts Neues mehr aufzuweisen, die Menschen werden in wenigen, immer gleich bleibenden Typen dargestellt. Cranach kennt nur den derben Landsknecht mit dem viereckigen Kopf, den groben Zügen und dem eingedrückten Profil, den Kirchenmann mit der melancholischen, entsagungsvollen Miene, die gleichen, stets wieder kehrenden Fratzen mit dem vorstehenden Kinn, die nämlichen, etwas einfältigen runden Frauenköpfe mit Stumpfnasen und Schlitzaugen. Das tiefere Verständnis für den Körperbau fehlt Cranach vollständig, so daß manche seiner Figuren, vorwiegend Männergestalten, als anatomische Absonderlichkeiten erscheinen. Wesentlich besser gelingen ihm weibliche Aktfiguren, die dem derben Geschmack seiner kurfürstlichen und adeligen Auftraggeber entsprechen. Köstlich ist die Verlegenheit, mit der diese zierlichen, schmalhüftigen und eleganten Frauen ihre Reize zur Schau stellen, köstlich die Naivität der mythologischen Darstellungen, besonders im Berliner „Jungbrunnen", wo die Weiblein auf der einen Seite alt und gebrechlich ins Wasser steigen, um sich auf der anderen Seite als muntere Mädchen ihrer neuen Jugend zu erfreuen. Die Kraft des Ausdrucks und die volkstümliche Behandlung solcher Szenen zeichnen Cranach am stärksten aus.

Wir sind lange gewohnt gewesen, Cranach mit Dürer und Holbein in einem Atemzug zu nennen. Reicht er auch an diese beiden nicht heran, so war er doch eine tüchtige Persönlichkeit, charaktervoll und überzeugungstreu. Das Volk hat an ihm gehangen, weil es in den Figuren des Meisters sich selbst dargestellt und begriffen sah, weil Cranach in den engen Grenzen, innerhalb deren ihm seine Stellung am Hofe Freiheit gewährte, das Phantasieleben der Deutschen vortrefflich wiederzugeben verstand.

Der Komödiant.

Skizze von **Gustav Renker**, Bern.

Berge ringsum, deren Grate von Wolken übertürmt sind. Schluchten in ihnen wie Narben aus den feuerflammenden Tagen des Werdens, Wände, deren krauses Gebänder Runen der Schöpfung sind — so wurden die Menschen des in Felsen eingekesselten Dörfchens still und herb, weil der Druck jahrmillionenalter Schatten auf ihnen lastete. Weil die Lawinen brüllten, der Steinschlag schrie, das Wildwasser heulte — da schwiegen die, so aus dem armseligen Alpboden Leben und Nahrung sogen. Oder sprachen gedämpft, mit rauh herausgestoßener, kurzer Rede, als würden allzu lebendige Worte Gespenster der Vernichtung rufen.

Nur des Jakob Panhardtner Stimme hob sich zeitweise unbedachtsam hell auf. Wenn er vergaß, daß es zwischen Vergangenheit und Gegenwart keine Brücke gab, daß er längst flügellahm geworden war und froh sein mußte, hier leben zu dürfen. Er war König gewesen, Kaiser, Fürst, Bischof, Papst — alle Höhen und Tiefen menschlicher Form hatte er erlebt und war nun untergekrochen im Ausgedinghäusel zu Sankt Georgen, das ihm eine weitschichtige Tante vererbt hatte. Hie und da, wenn er sich im Wirtshause ein Viertel Wein leistete, sprach er von dem, was einmal war. Zu irgend einem beharrlichen Trinker, der geduldig zuhörte, ohne ein Wort zu verstehen.

Weimar! Ja, Schiller hatte es noch gesehen, Goethe hatte ihm einmal auf die Schulter geklopft und gesagt: „Brav, Tiroler."

„Goethe! „War das auch ein Komödiant?" fragte der Mann hinter dem roten Terlaner.

Da schwieg Jakob Panhardtner, und sein zerknittertes, von Schminke zerfressenes Gesicht wurde noch älter und müder. Der andere ließ nicht locker. „Ist Firlefanz — die ganze Komödienspielerei. Eine großmächtige Lüge ist's, sich zu verkleiden und dann zu sagen, ich bin der und der. Wer hat einen Nutzen davon?"

„Kunst, mein Lieber . . ."

„Ah was, Kunst! Geh hinunter nach Mantua und mach den Andreas Hofer wieder lebendig. Erschlag mit deiner Kunst den Napoleon. Erweck unseren Bürgermeister, der vorgestern gestorben ist — mit deiner Kunst."

Das freilich, das! Der Achaz Zirmgruber, der hätte die Kraft gehabt, das Pulverfaß vom Feuer wegzurollen. Der war wirklich König gewesen in dem Bergdorf, hatte keine Krone aus Pappe, keinen vergoldeten Holzprügel als Szepter gehabt, aber geherrscht hatte er in der kleinen Gemeinsamkeit des Lawinentales. War gestorben um Mitternacht — zehn Stunden später war die böse Nachricht aus Mantua gekommen.

Und nun schwelte arger Brand in den Herzen der Bauern. Zehn französische Soldaten im Dorfe, seit die Sache Tirols verloren war. Spreiteten sich, taten herrisch, fraßen den Rahm und ließen dem Bauer die Dünnmilch.

„Wir sind dreißig Jungburschen im Dorf. Die zehn packen wir wie der Habicht die Henn'. Muß nur wer anfangen, dann kracht's in ganz Tirol. Den Hofer haben sie erschossen!"

Im Widum rang der Pfarrer die Hände, fuhr sich der Lehrer verzweifelt durchs Haar.

„Daß der Zirmgruber grad jetzt hat sterben müssen! Er allein hätte die Jungen gebändigt. Ist ja Wahnsinn — die zehn Franzosen erschlagen sie, morgen früh soll's losgehen. Und ihrer hundert kommen herauf, brennen das Dorf nieder."

„Zirmgruber, steh auf aus dem Grab."

Das rief der Lehrer, als eben der Komödiant, der Jakob Panhardtner, am Fenster des Widums vorbeiging.

„Ja, Lehrer, bin schon da."

„Herrgott, bin ich schon verrückt? Das ist ja seine Stimme."

Der Pfarrer aber lehnte sich zum Fenster hinaus und verwies dem Panhardtner das lose Spiel.

„War nicht bös gemeint, Hochwürden. Nur weil der Lehrer so geschrien hat."

Der aber drängte seinen hageren Schädel vor. „Dich hat der liebe Gott vorbei geschickt. Komm herein."

Dann verschlossen sie die Türen, riegelten die Fenster zu und sprachen dennoch ganz leise und behutsam. —

In der Scheune des Jochbauern war es anderntags, vor dem Hahnenschrei, daß sich das Unheimliche, Unerklärliche begab. Eine Stallaterne nur brannte, schattenhaft standen die Menschen umher, ein Gewehrlauf klirrte, ein Säbel klapperte. Sie schwiegen, aber in den dunklen Bergleraugen stand das Todesurteil über die zehn Fremden, welche der korsische Tyrannenwille in das Dorf gezwungen hatte. Noch eine halbe Stunde — dann würde hier ein Feuer aufspritzen, dann würde Tirol noch einmal erglühen wie in den Tagen des Anderle Hofer.

Die Scheunentür knarrte, Licht einer zweiten Laterne blitzte auf.

Den Franzosen hätten sich die Burschen besinnungslos entgegengeworfen. Vor dem Achaz Zirmgruber aber, den sie vor etlichen Tagen begraben hatten, duckten sie sich wie die Hühner auf der Stange.

Nie hatte der Zirmgruber viel gesprochen — auch sein wahrhaftiges, leibliches Gespenst sprach nicht viel. Nur den uralten, diesmal doppelt bedeutungsvollen Gruß der Bergmenschen. „Zeit lassen!" Und dann ein herrisch echtes Zirmgruberwort. „Heimgehen! Gescheit sein!"

Die Laterne verlosch, der Morgennebel qualmte in die Scheune.

Vor dem Widum stauten sich die Menschen, für diese Stunde waren Napoleon und die Franzosen vergessen.

„Der Zirmgruber geht um. Pfarrer, segne das Grab noch einmal ein."

Während der Lehrer dem alten Komödianten die Schminke vom Gesicht wischte, wiederholte der Pfarrer vor dem frischen Erdhügel auf dem Friedhof die Totengebete. Und seine bekümmerte Seele quälte sich: „Mach ich den Gottesacker zum Theater?"

Als er das Amen sprach, rasselten Trommeln durch die Dorfgassen, glitt auf dem Wege, der Siedlung und Tal verband, eine Schlange bunter Uniformen empor. Ihrer zweihundert. Das Trüpplein der Welschen zu Sankt Georgen hatte längst Verdacht geschöpft und um Hilfe gerufen. Es gab nichts zu helfen. Gewehre und Säbel verschwanden in den Verstecken, woher sie gekommen waren.

Der tote Zirmgruber hat nicht mehr gespenstert. Es war auch nicht notwendig, denn im Eise der Beresina ist Napoleons Herrlichkeit eingefroren, die Kanonen von Leipzig und Waterloo haben seine Macht zerfetzt. Da war Tirol frei, ohne das wenige Jungmannenblut, das ihm von 1809 her geblieben war, verspritzen zu müssen.

Von der Kanzel aus zerpflückte der Pfarrer das Gespenst des toten Zirmgruber in helle Wirklichkeit. Nun konnten sie lachen, die damals erschauert waren.

„Lorbeerkränze sind es nicht, Panhardtner, aber nahrhaft", sagte der Lehrer und wies auf Würste, Speck und Schinken, dem Komödianten als später Lohn ins Haus gesandt.

Der Beharrliche aber im Wirtshause, der Mann vor dem roten Terlaner, gab zu, daß sogar die Komödiespieler manchmal zu etwas nutz sein könnten.

Brüderchen.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte**.

Der hellblonde, frische Sechsjährige mit den blaugrauen, schon ein wenig energischen und doch nachdenklichen Augen hatte sich sehr auf das Brüderchen gefreut, das ihm der Storch bringen sollte. Daß es ein Junge sein würde, stand von vornherein fest: „Mädchens sind katzig, mit denen kann man nicht spielen!"

Nun war sein Wunsch erfüllt, doch durfte er das Wunder noch nicht sehen; erst mußte die Mutter im Brüderchenhaus, wie er die Klinik nannte, lernen, wie man mit dem Kleinen umzugehen hatte. Das hatte sich seit seinen ersten Tagen — er war ja schon so groß! — sehr geändert, und ihm war das auch klar geworden.

Der kleine Bruder entzückte ihn nun nicht sonderlich. Verschrumpelt und mit zugekniffenen Augen lag er in seinem Bettchen und schrie jämmerlich, als er ihm nach seiner Ansicht sehr leise und behutsam über den Kopf streicheln wollte. Auch seiner Schilderung der neuen Eisenbahn brachte er keine weitere Anteilnahme entgegen, sondern starrte unverwandt gegen das Musselindach des Körbchens. Ebenfalls schien ihn die mitgebrachte Jahrmarktsflöte nicht zu locken. Ein wenig gekränkt nahm der Sechsjährige Abschied, und nur die baldige Wiederkunft der Mutter vermochte ihn noch zu trösten.

Zu Hause aber mischte sich rasch das Gefühl der Zurücksetzung in die Enttäuschung. Die Mutter mußte sich fast nur noch um das Kleine kümmern, der Vater hatte sehr viel zu tun und auf dem Mädchen lag die Bürde des gastlichen Haushalts. Mißmutig stocherte der Ältere im Spielzimmer herum, kramte unter seinen Bilderbüchern, die er dem Brüderchen hatte vorlesen wollen, und war kaum zu bewegen, an das Bett zu kommen oder zuzuschauen, wie es gebadet und genährt wurde. Einmal stand er trotzig bereit, zu seiner Großmutter zu gehen, bei der er auch jetzt noch ihr Junge war. Nur die Zusicherung, daß ihn die Mutter ebenso liebe wie den Bruder, hatte ihn veranlaßt, seinen Matrosenmantel wieder an den Haken zu hängen. Die Mutter, die langsam genas, suchte ihn mit den alten Beweisen der Zärtlichkeit von neuem zu gewinnen; es blieb jedoch in dem feinspürigen, früh an das Zusammenleben mit den Erwachsenen gewöhnten Kinde eine Unbestimmtheit, die sich oft quälend in den großen Augen ausdrückte und dem klaren, ungetrübten Gesicht etwas rasch Reifendes gab.

Bis eines Tages ein Ereignis den verschlossenen, beinahe ein wenig gewollt abgesperrten Schacht weit aufstieß.

Bei dem Kleinen hatten sich Fieberanfälle eingestellt, die den winzigen Körper bald so schüttelten, daß jeder das Schlimmste befürchtete. Man hatte es dem Sechsjährigen selbstverständlich zu verheimlichen gewußt, aber der häufige Besuch des ihm gut bekannten Doktors machte ihn mißtrauisch, und das Mädchen sagte ihm schließlich alles. Blaß schlich er an die Tür und horchte. Drinnen war es still; die Mutter schien soeben hinaus gegangen zu sein. Auf hochgehobenen Füßen schlich er ans Bett. Dicker Schweiß stand auf der kleinen Stirn. Er wagte nicht, sie zu streicheln und wehrte nur ungeschickt eine Fliege ab, die sich auf die weiße Wolldecke setzen wollte. Tränen quollen ihm aus den Augen. Die Uhr tickte in der Ecke. Vorsichtig schob er einen Stuhl herbei und hielt, wie er das oft vom Vater gesehen hatte, das Perpendikel an. Dann zog er die Gardine, durch die sich ein Streifen Sonnenlicht schob, enger zusammen. Unverwandt beobachtete er dabei das Gesicht des Schlafenden.

Plötzlich schlug der Kleine die Augen auf, und ein Lächeln lief, wie es schien, um den Mund, der sich nach dem entflohenen Fieber entspannte. Da stürzte der Sechsjährige auf den Korb los und preßte sein heißes Gesicht in die Kissen: „Mein süßes Brüderchen, morgen fahre ich dich in den Garten!"

Die Mutter, die sacht hinzu getreten war, schloß ihren Jungen, in dem zum erstenmal das Leben sich aus dem triebhaften Dunkel von urfernen, grausamen Anfängen her überwunden hatte, wortlos in die Arme.



* **Vom Sturz in die Tiefe.** Die allgemeine Theorie, daß bei Stürzen von großer Höhe aus der Stürzende im Laufe des Sturzes bewußtlos wird, scheint durch Versuche umgestoßen zu werden, die von den amerikanischen Luftstreitkräften unternommen wurden. Es soll dabei festgestellt worden sein, daß ein Mensch, gleichgültig aus welcher Höhe er herunterfällt, das Bewußtsein beibehält und die Absturzgeschwindigkeit von 118 Meilen in der Stunde nicht überschreitet.

•

* **Der Blutteich.** Eine seltsame Erscheinung ist von Zeit zu Zeit in einem Teich in Oberkirnach im Amt Villingen (Schwarzwald) zu beobachten. Das Wasser färbt sich blutig rot. Diese eigenartige Veränderung des Wassers rührt von einer kleinen Alge her, die zu Milliarden auf der Oberfläche des Wassers vegetiert. Die kleinen Zellen enthalten Farbstoffe, die das Wasser blutig rot erscheinen lassen.

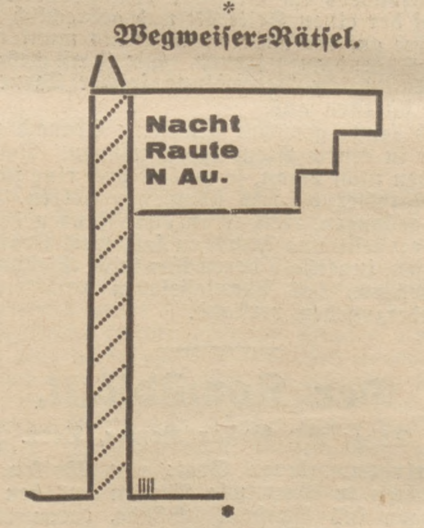


Scherz-Buchstabenrätsel.

Ein Exemplar der Knabenjugend,
Das leider ziemlich bar der Tugend,
Ziert ohne Kopf, — man glaubt es kaum,
Als Huldgestalt den Himmelsraum.

*

Wegweiser-Rätsel.



Auflösung der Rätsel aus Nr. 219.

Tausch-Rätsel:

Macht, Neger, Kehle, Stern, Hebel, Marke, Backe, Thron, Thorn.

= Mehr Licht.

*

Rechen-Aufgabe:

Dem, der 5 Maiskuchen gespendet hatte gebührten 7 Silberstücke, denn sie hatten die Kuchen zu gleichen Teilen mit dem Fremden verzehrt und jeder von ihnen also $1/3$ von 8, oder $2^2/_3$ Maiskuchen genossen. Der eine hatte demnach von seinen 5 Kuchen $2^1/_3$, der andere von seinen 3 Kuchen nur $1/3$ abgegeben, mithin mußte die Teilung im Verhältnis von $2^1/_3$ zu $1/3$ oder von 7 zu 1 erfolgen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.